

Ein  
Bild von  
dir

rowohlt  
e-BOOK

JOJO MOYES

*Roman*

Irgendwelche Neuigkeiten von Ihrem Mann?»

«Nicht seit August, da habe ich eine Postkarte von ihm bekommen. Er war in der Nähe von Amiens. Er hat nicht viel geschrieben.» *Ich denke Tag und Nacht an dich*, hatte in seiner wunderschönen Kritzelschrift auf der Postkarte gestanden. *Du bist mein Leitstern in dieser Welt des Irrsinns*. Ich hatte aus lauter Sorge zwei Nächte wach gelegen, nachdem ich die Postkarte bekommen hatte, bis mich Hélène darauf hinwies, dass «diese Welt des Irrsinns» ebenso gut auf eine Welt passte, in der man sich von derart hartem Schwarzbrot ernährte, dass es mit einem Beil zerhackt werden musste, und in der man Schweine im Brotofen hielt.

«Der letzte Brief meines Ältesten ist vor beinahe drei Monaten gekommen», sagte der Bürgermeister. «Sie sind nach Cambrai vorgerückt. Die Stimmung ist gut, meinte er.»

«Ich hoffe, das ist sie noch. Wie geht es Louisa?»

«Einigermaßen, danke.» Seine jüngste Tochter war mit einer Lähmung geboren worden; sie wuchs nicht richtig, vertrug nur bestimmte Nahrung und war, inzwischen elfjährig, häufig krank. Für ihr Wohlergehen zu sorgen, war eine der Hauptbeschäftigungen in unserer kleinen Stadt. Wenn es Milch oder Trockengemüse gab, fand ein Anteil gewöhnlich seinen Weg in das Haus des Bürgermeisters.

«Wenn es ihr wieder besser geht, erzählen Sie ihr, dass Mimi nach ihr gefragt hat. Hélène näht eine Puppe für sie, die aussieht wie ein Zwilling von Mimis Puppe.»

Der Bürgermeister tätschelte meine Hand. «Sie und Ihre Schwester sind wirklich zu freundlich. Ich danke Gott, dass Sie hierher zurückgekommen sind, wo Sie doch im sicheren Paris hätten bleiben können.»

«Unsinn. Es gibt keinerlei Garantie dafür, dass die Boches nicht demnächst die Champs-Élysées runtermarschieren. Und davon

abgesehen konnte ich Hélène hier nicht allein lassen.»

«Hélène hätte das hier ohne Sie nicht überstanden. Sie haben sich zu so einer wundervollen jungen Frau entwickelt. Paris war gut für Sie.»

«Mein Mann ist gut für mich.»

«Dann schütze ihn Gott. Gott schütze uns alle.» Der Bürgermeister lächelte, setzte seinen Hut auf und erhob sich, um zu gehen.

St. Péronne, wo die Familie Bessette seit Generationen das Le Coq Rouge führte, war eine der ersten Städte gewesen, die im Sommer 1914 von den Deutschen besetzt wurden. Hélène und ich hatten, nachdem unsere Eltern schon lange gestorben und unsere Männer an der Front waren, beschlossen, das Hotel allein weiter zu betreiben. Wir waren nicht die einzigen Frauen, die Männeraufgaben übernahmen. Die Läden, die Bauernhöfe in der Umgebung und die Schule wurden beinahe ausschließlich von Frauen geführt, die von alten Männern und halbwüchsigen Jungen unterstützt wurden. Im Jahr 1915 gab es kaum noch einen Mann mittleren Alters in St. Péronne.

In den ersten Monaten liefen die Geschäfte gut, weil französische Soldaten durch die Stadt kamen und dicht darauf die Engländer folgten. Es gab immer noch ausreichend zu essen, Musik und Jubel begleitete die marschierenden Truppen, und die meisten von uns glaubten, der Krieg sei in ein paar Monaten vorbei, höchstens. Es gab einige wenige Hinweise auf die Schrecken, die sich in hundert Kilometern Entfernung zutragen; wir versorgten belgische Flüchtlinge mit Lebensmitteln, die, ihre Habseligkeiten hochaufgetürmt auf Fuhrwerken, durch die Stadt zogen. Einige von ihnen trugen noch immer Pantoffeln und die Kleidung, die sie bei ihrer Flucht hastig angelegt hatten. Und manchmal, wenn der Wind aus Osten kam, hörten wir das ferne Grollen der Kanonen. Doch obwohl wir wussten, dass der Krieg dicht an uns herangerückt war, glaubten nur wenige in

St. Péronne, dass unsere stolze kleine Stadt irgendwann zu denjenigen gehören könnte, die unter deutsche Herrschaft fielen.

Wie sehr wir uns getäuscht hatten, erwies sich an einem stillen, kalten Spätsommernmorgen, an dem unvermittelt Gewehrschüsse knallten. Madame Fougère und Madame Dérin, die sich wie immer um Viertel vor sieben zu ihrem täglichen Gang in die Boulangerie aufgemacht hatten, waren bei der Überquerung des Marktplatzes erschossen worden.

Ich hatte nach dem Lärm die Vorhänge zur Seite gezogen und brauchte eine Weile, um zu begreifen, was ich da sah: Die Leichen der beiden Frauen, die längste Zeit ihres über siebzigjährigen Lebens Witwen und Freundinnen, lagen auf dem Kopfsteinpflaster, mit verrutschten Kopftüchern, ihre leeren Einkaufskörbe neben ihren Füßen. Eine zähflüssige, rote Lache breitete sich um sie in einem beinahe perfekten Kreis aus, als stamme er von einem einzigen Lebewesen.

Die deutschen Offiziere behaupteten danach, sie seien von Heckenschützen beschossen worden und hätten Vergeltung geübt. (Das sagten sie offenbar in jedem Dorf, das sie einnahmen.) Um Widerstand in unserer Stadt zu provozieren, hätten sie nichts Besseres tun können, als diese beiden alten Frauen zu ermorden. Doch die Gräueltaten waren damit noch nicht beendet. Die Deutschen setzten Scheunen in Brand und zertrümmerten die Statue von Bürgermeister Leclerc. Vierundzwanzig Stunden später marschierten sie über unsere Hauptstraße, und ihre Pickelhauben schimmerten in der Sonne, während wir entsetzt schweigend vor unseren Häusern und Läden standen und zusahen. Dann befahlen sie die wenigen Männer, die noch in der Stadt waren, nach draußen, um sie durchzuzählen.

Die Besitzer von Läden und Marktständen schlossen einfach ihre Geschäfte und Stände und weigerten sich, die Deutschen zu bedienen.

Die meisten von uns hatten Essensvorräte angelegt; wir wussten, dass wir überleben konnten. Ich glaube, irgendwie dachten wir, sie würden angesichts dieser Halsstarrigkeit einfach aufgeben und in einen anderen Ort weitermarschieren. Doch dann ordnete Kommandant Becker an, jeden Ladenbesitzer, der sein Geschäft während der üblichen Arbeitszeiten nicht öffnete, zu erschießen. Einer nach dem anderen, die Boulangerie, die Boucherie, die Marktstände und sogar das Le Coq Rouge machten wieder auf. Zögernd kehrte wieder Leben in unser mürrisches, rebellisches Städtchen ein.

Nach achtzehn Monaten gab es kaum noch etwas zu kaufen. St. Péronne war von seinen Nachbarorten abgeschnitten, genauso wie von Neuigkeiten, und es war abhängig von unregelmäßigen Zuteilungen, die von teuren Schwarzmarktlieferungen ergänzt wurden, wenn es überhaupt welche gab. Manchmal konnte man kaum glauben, dass das freie Frankreich wusste, was wir durchmachten. Die Deutschen waren die Einzigen, die genügend zu essen hatten; ihre Pferde (unsere Pferde) waren gut gepflegt und wohlgenährt und fraßen den Weizenschrot, der eigentlich für unser Brot gedacht war. Die Deutschen plünderten unsere Weinkeller und beschlagnahmten die Erträge unserer Bauernhöfe.

Und es ging nicht nur um Lebensmittel. Jede Woche hörte jemand das gefürchtete Klopfen an seiner Haustür und erhielt eine weitere Liste mit Gegenständen, die requiriert werden sollten: Teelöffel, Vorhänge, Teller, Kochtöpfe, Bettwäsche. Gelegentlich kam ein Offizier vorher zur Inspektion vorbei, notierte, welche begehrenswerten Gegenstände vorhanden waren, und kehrte mit einer Liste zurück, auf der genau diese Gegenstände aufgeführt waren. Sie schrieben Schuldscheine dafür aus, die angeblich gegen Geld gewechselt werden konnten. Aber kein einziger Bewohner St. Péronnes kannte jemanden, der wirklich bezahlt worden war.

«Was machst du da?»

«Ich hänge es um.» Ich nahm das Porträt ab und trug es in eine Ecke, wo es weniger den Blicken der Öffentlichkeit ausgesetzt war.

«Wer ist das?», fragte Aurélien, als ich es wieder aufhängte und gerade rückte.

«Das bin ich!» Ich drehte mich zu ihm um. «Siehst du das nicht?»

«Oh.» Er kniff leicht die Augen zusammen, um genauer hinzuschauen. Er wollte mich nicht beleidigen. Die junge Frau auf dem Bild unterschied sich sehr von der mageren, strengen Erscheinung mit dem grau wirkenden Teint und dem wachsamem, erschöpften Blick, die mir jeden Tag aus dem Spiegel entgegenstarrte. Ich versuchte, diese Erscheinung möglichst selten anzusehen.

«Hat das Édouard gemalt?»

«Ja. Nach unserer Hochzeit.»

«Es ist wunderschön», sagte Hélène und trat einen Schritt zurück, um einen besseren Blick auf das Bild zu haben. «Aber ...»

«Aber was?»

«Es überhaupt aufzuhängen, bedeutet ein Risiko. Als die Deutschen durch Lille gezogen sind, haben sie Kunstwerke verbrannt, die sie für subversiv gehalten haben. Édouards Malerei ist ... sehr besonders. Woher willst du wissen, dass sie das Bild nicht zerstören werden?»

Hélène machte sich Sorgen. Sie machte sich Sorgen um Édouards Gemälde und das Temperament unseres Bruders; sie machte sich Sorgen über meine Briefe und über die Tagebuchnotizen, die ich auf Zettel schrieb und hinter den Deckenbalken versteckte. «Ich will das Bild hier unten haben, wo ich es sehen kann. Mach dir keine Sorgen – die anderen sind in Paris sicher untergebracht.»

Sie wirkte nicht überzeugt.